**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
**Filialexpeditionen:**
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

**Haupt-Filiale in Berlin:**
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt
und
# Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**Nr. 61.** **Montag** den 3. Februar 1902. **96. Jahrgang.**

## Der Krieg in Südafrika.

Dr. Leyds und Fischer haben gegenüber dem Correspondenten des „Temps“ in Brüssel ausdrücklich erklärt, daß die

**Friedens-Anerbietungen**

in London nicht von der Boerendelegation in Europa autorisirt seien, wenn sie auch jeden zur Beendigung des Krieges unternommenen Versuch zu würdigen wüßten und dafür dankbar sein würden. Dr. Leyds und Fischer erklärten ferner, daß sie von ihren Regierungen gehörig accreditirt seien, obgleich man von einer gewissen Seite die Gültigkeit ihres Mandats bezweifle oder sich wenigstens so stelle. Sie könnten also jederzeit Unterhandlungen führen, allein es verstehe sich von selbst, daß sie absolut nichts Entscheidendes thun würden, ohne die Commandos befragt zu haben, wie andererseits weder der Präsident Steijn noch Botha oder ein anderer Führer der Republiken eine Entscheidung treffen würden, ohne sich vorher mit ihnen verständigt zu haben. Das sei ein Hauptpunct, den man nicht aus dem Auge verlieren dürfe. Fischer vom Oranjefreistaat bemerkte, er sei ein Optimist, wie er dies von Beginn des Krieges an gewesen sei. Die Nachrichten, welche ihnen in bisweilen langen Zwischenräumen, aber doch regelmäßig zugingen, rechtfertigten seinen Optimismus. Die Engländer seien hundsmüde und durch ihre Blockhäuser würden sie die Kampfeslust ihrer Soldaten nicht wieder erwecken. Vor einem Jahre, als die Sache der Boeren schlecht zu stehen schien, sagte Präsident Steijn am Schlusse einer Proclamation: „Wir werden bis zum bitteren Ende kämpfen.“ Diese Phrase habe er in einem neueren Tagesbefehl an die Commandos ersetzt durch folgende Worte: „Augenblicklich, meine Freunde, glaube ich sagen zu dürfen: Wir werden bis zum glücklichen Ende kämpfen.“ Auf weitere Fragen über die Gefangennahme Viljoen's und die Hinrichtung Scheepers bemerkte Fischer, daß erstere die Boeren nicht entmuthigen werde, denn bei ihnen sei Niemand unersetzlich, und daß letztere ein „elender Mord“ und sein Proceß eine Komödie gewesen sei. Der sanfte Scheepers sei eines kaltblütigen Mordes, den man ihm vorgeworfen habe, gar nicht fähig gewesen. Zu Repressalien seien die Boeren nicht fähig, denn nie werde ein Boer einen unbewaffneten Menschen tödten; außerdem wären Repressalien unnütz, da Hinrichtungen solcher Männer, wie Lotter, Louw und Scheepers, der Sache der Boeren mehr nützten und derjenigen der Engländer mehr schadeten, als durch die strengsten Repressalien geschehen könnte.

**Ueber die Eroberung eines Flüchtlingslagers durch Beyers**

wird jetzt weiter berichtet: „Die Kunde von Beyers' Ueberfall kommt in Boerenkreisen nicht unerwartet. Der Fall ist von ähnlichen anderen, nicht gemeldeten, nur der bedeutendste. Ende October bestand die männliche Bevölkerung des Pietersburger Lagers aus 907 Köpfen. Seitdem dürfte die Zahl derselben wenigstens auf 1100 gewachsen sein, so daß Commandant Beyers wenigstens 900 kampfbereite Boeren hinweggeführt haben dürfte. Diese einst zum Theil gleichgiltigen Burghers sind durch die schmachvolle Behandlung im Concentrationslager und namentlich durch den Umstand, daß sie von Kaffern bewacht wurden, schon seit geraumer Zeit gegen ihre englischen „Beschützer“ recht unfreundlich geworden. Mehrfach haben bereits im Lager schwere Streitigkeiten zwischen ihnen und der Lagerbehörde bestanden.“

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 3. Februar.

Am 15. März will der **Reichstag** die Osterpause eintreten lassen und wird vielleicht heute noch nicht einmal mit der zweiten Berathung des Etats des Reichsamts des Innern fertig, trotz der vielen Schwänzer, die schon vor Weihnachten in die Osterferien gegangen sind! Daß erst in der Beschränkung der Meister sich zeigt, scheint nur einem Theile der Fleißigen einzuleuchten. Welche Unsumme von Wünschen haben sie bereits, zumeist in stundenlangen Reden, im Verlaufe der zweiten Lesung des Etats bis zum Freitag der Regierung vorgetragen! Verlangt wurde, um nur Einiges zu erwähnen: Internationaler Vogelschutz, Beschränkung der Freizügigkeit, Reichsfinanzreform, höhere Besteuerung von Süßstoffen, Reichsarbeitsamt, acht- und zehnstündiger Maximalarbeitstag, Verstaatlichung des gesammten Kohlenbergbaues, Sammelstelle für Arbeiterstatistik, Reform des Börsengesetzes, Arbeitslosenversicherung auf genossenschaftlicher Grundlage, obligatorische Kündigungsfrist für die Arbeiter, Verlegung gewisser Industrien aufs Land, Staatsaufsicht für die Syndicate, bessere Wahrung des Wahlgeheimnisses, mehr Beachtung der Initiativanträge des Reichstags, freie Eisenbahnfahrt für die Reichstagsabgeordneten, eine baldige Novelle des Krankencassengesetzes, Mindestruhezeit im Binnenschiffahrtsbetriebe, eilige Einführung der kaufmännischen Schiedsgerichte, Besserung der Lage der Bureau-Angestellten, paritätischer Arbeitsnachweis, centralisirter Arbeitsnachweis, Arbeitsnachweis mit Bespeisung, Vertretung der Handwerker in den Kammern für Handelssachen, Mädchen und Jungen auf derselben Schulbank, ungehinderte Theilnahme der Frauen an socialpolitischen Versammlungen, Maßnahmen zur Verhütung von Bauunfällen, reichsgesetzliche Regelung des Kleinhandels mit Branntwein, Ausbau des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb, Abiturium für das thierärztliche Studium, baldige Ausführungsbestimmungen für das Fleischbeschaugesetz, Aufhebung der Grenzsperre für Schweine, bessere Regelung der Sonntagsruhe in den Glashütten, Ausdehnung der Sonntagsruhe auf Heimarbeit und Confection, Ausdehnung des Schutzes der Frauen, Maßnahmen gegen den Alkoholismus, facultative Feuerbestattung, obligatorische Leichenschau ꝛc. ꝛc. Und nun vollends am Sonnabend, der allerdings durch das Capitel von den allgemeinen Fonds des Reichsamts des Innern ganz besonderen Anlaß zu einem bunten Frage- und Antwortspiele gab! Da wurde „angeschnitten“ die Förderung der Hochseefischerei, die Bekämpfung der Reblaus und der Anbau amerikanischer Reben, die Verpflichtung der Post zum Umtausch von Invalidenversicherungsmarken; das Capitel von den Reichstagscommissariaten führte zu Betrachtungen über die Ausstattung der Auswandererschiffe und die Einrichtungen zur Rettung Schiffbrüchiger, das Capitel Reichsschulcommission zu Erörterungen der Frage der Vorbildung zum Universitätsstudium. Und hatte schon diese Debatte weit über die Reichscompetenz hinausgegriffen, so fiel sie mit der Rede des Socialdemokraten Herzfeld über die mecklenburgischen Schulverhältnisse ganz aus dem Rahmen. Graf Posadowsky belehrte zwar den Redner darüber, daß die Reichsschulcommission, die lediglich die Einhaltung der Vorbedingungen für die Erlangung des Einjährigen-Zeugnisses zu überwachen hat, sich in das Volksschulwesen der Einzelstaaten überhaupt nicht einzumischen habe, das hinderte jedoch Herrn Pachnicke, der gleichfalls in Mecklenburg gewählt ist, nicht, das agitatorisch dankbare Thema auch seinerseits zu bearbeiten. Und schließlich fühlte sich noch Herr Kirsch zu der Aeußerung veranlaßt, daß das Centrum der Forderung der Staatsschule niemals zustimmen werde. Geht das so fort, so kommt entweder die Etatsberathung nicht rechtzeitig zu Ende, oder es beginnt, wie schon in den letzten Jahren, je näher die in Aussicht genommene Ferienzeit kommt, ein Hasten und Jagen, bei dem die wichtigsten Angelegenheiten nur flüchtig gestreift werden.

Um den Grafen Bülow für die **Beseitigung des Jesuitengesetzes** zu gewinnen, versichert die „Köln. Volksztg.“, „daß das Jesuitengesetz nicht mehr bestände, wenn Fürst Bismarck bis zu seinem Tode Reichskanzler geblieben wäre; er würde dann sogar verstanden haben, die Jesuiten auf seine Seite zu bringen.“ Und das rheinische Centrumsblatt fährt fort:

„Der große Staatsmann lachte der kleinen Kratzbürste des Evangelischen Bundes, die er unsanft zur Seite gedrückt haben würde, wenn sie sich ihm dabei hätten in den Weg stellen können. Dadurch war er vor manchen Staatsmännern von heute im Vorzug, in deren Augen die culturkämpferischen Lärmmacher gewichtige Autoritäten sind, die man ja nicht verletzen darf, sondern durch Versprechungen, mindestens aber durch ein vielsagendes Augenzwinkern zu gewinnen trachten muß.“

Wenn „manche Staatsmänner von heute“ jetzt nicht ganz geknickt sind und nicht wissen, was sie zu thun haben, dann ist die „Köln. Volksztg.“ daran unschuldig! Denn mit größerer Sicherheit hätte sie auch nicht behaupten können, daß der Cardinal Hohenlohe die Jesuiten, von ihm „Landplage“ genannt, durchaus wieder in Deutschland sehen wollte. Zum Unglück für die „Köln. Volksztg.“ fehlt es nicht an Anhaltspuncten, die ihre Behauptung von Bismarck's Stellung zum Jesuitengesetz ad absurdum führen. Um nicht weitläufig zu werden, übergehen wir, wie Bismarck seine jesuitenfeindliche Stellungnahme in der Sitzung des Herrenhauses vom 24. April 1873 oder in der Reichstagssitzung vom 28. November 1885 ꝛc. beleuchtet hat, und geben nur folgende Stelle aus seiner Abgeordnetenhausrede vom 16. März 1875 wieder:

„Wir thun einfach unsere Pflicht, indem wir die Unabhängigkeit unseres Staates und der Nation gegen fremden Einfluß schützen, indem wir die gefällige Freiheit gegen Unterdrückung durch den Jesuitenorden und durch einen jesuitischen Papst sicher stellen. Dafür kämpfen wir mit Gott für König und Vaterland.“

Da die „Köln. Volksztg.“ ferner in einer Auslassung über die Döbelner Wahl wenigstens verblümt die Jesuiten als Heilmittel gegen die Socialdemokratie empfiehlt, seien ihr noch die nachstehenden Bemerkungen Bismarck's aus dem Jahre 1885 ins Gedächtniß zurückgerufen:

„Die Jesuiten werden schließlich die Führer der Socialdemokraten sein, und ich halte es nicht für bewiesen, daß nicht unter den heutigen Führern schon einige sein können, die ihre Weisungen ganz wo anders her als vom Papste empfangen, auch nicht von dem Centrum der rothen Internationale, sondern von dem von beiden unabhängig stehenden Elementen des Jesuitencentrums ... Mit dem absoluten Königthum werden die Jesuiten immer gehen, mit dem absoluten Parlamentarismus auch, mit der absoluten Demokratie auch. Sie werden immer so schwimmen, daß sie dabei obenauf bleiben und eine gewisse Macht, vielleicht eine reichliche, mit ihrem stets steigenden Vermögen behalten.“

Vielleicht hat die „Köln. Volksztg.“ hieraus geschlossen, daß Fürst Bismarck das Jesuitengesetz aufgehoben haben würde?!

In **Oesterreich** wird eine ernste parlamentarische Verlegenheit in den nächsten Tagen offenkundig werden. Es handelt sich, wie der „Tägl. Rdsch.“ aus Wien geschrieben wird, um die slawischen Kampfschulen in deutschen Städten. Die Tschechen und Polen verfolgen die Taktik, in deutsche Städte Privatmittelschulen hineinzusetzen, die bald ausgiebige Subventionen vom Staate erhalten und schließlich in die Verwaltung des Staates übernommen werden. Diese Frage ist eine kleinliche, da schon manche nationalistische Stadt durch Gründung solcher Kampfanstalten den Deutschen entrissen wurde. Die Forderung der Deutschen geht dahin, daß diese Schule in slawische Orte verlegt werden. Ueber mehrere solche Anstalten: das polnische Gymnasium in Teschen, das tschechische in Troppau und die slowenischen Nebenclassen am deutschen Gymnasium in Cilli, wird bereits seit einer Reihe von Tagen zwischen den deutschen und slawischen Parteien unter Theilnahme der Regierung unterhandelt, ohne daß bisher irgend welche bestimmten Vereinbarungen mit Ausnahme eines halben Einverständnisses über die Cillier Schule zu Stande gebracht werden konnten. Die deutschen Parteien lassen erkennen, daß sie nicht geneigt sind, im Falle es auf eine Kraftprobe ankäme, irgendwelche Rücksicht auf die schwierige Lage der Regierung gegenüber den slawischen Parteien zu nehmen. Bis zum 4. Februar muß die Lage geklärt sein, weil nach dem Zusammentreten des Abgeordnetenhauses Verhandlungen erfahrungsgemäß viel weniger Aussichten haben, als zur parlamentslosen Zeit. Dann wäre die Demission Koerber's wahrscheinlich.

Aus **Tanger**, 20. Januar, schreibt man uns: Tanger war in letzter Zeit der Schauplatz aufgeregter Scenen und Straßenkundgebungen. Ein gewisser Herr Bastos aus Oran, französischer Unterthan, hat hier eine Cigarettenfabrik gebaut und zu deren Betrieb Maschinen aufgestellt. Die Tabakarbeiter von Tanger sehen sich dadurch in ihrem Verdienst bedroht, sie zogen, mehrere Hundert an der Zahl, vor das Haus des Bastos und vor die französische Gesandtschaft mit der Forderung, daß die Fabrik nicht in Thätigkeit treten solle, sie zogen auch an den Landungsplatz der Schiffe, um die aus Oran erwarteten Arbeiter am Aussteigen zu verhindern. Der französische Gesandte, von dem es eines Tages hieß, er sei durch Steinwürfe am Kopfe stark verwundet worden, trat natürlich für Herrn Bastos ein, dem das Recht zur Seite steht. Die Arbeiter ihrerseits rotteten sich täglich zusammen, eine Zeitung mit dem Titel die „Ohnehemden“ (Los Descamisados), welche Feuer und Flammen speit, wurde gegründet. Herr Bastos war der Gegenstand wilder Drohungen, eines Abends wurde mit einem Revolver auf ihn geschossen, jedoch ohne daß er getroffen worden wäre, und der Gouverneur gab ihm daraufhin eine Leibwache von 4 Soldaten. Wie die Dinge in Tanger liegen, hat jeder europäische Gesandte für das ruhige Verhalten seiner Colonie zu sorgen; mit den ihm zur Verfügung stehenden 7—8 Khawassen ist er auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl dazu im Stande, in diesem Falle aber mußte der Gouverneur Sidi Torres um Beistand angegangen werden. So sieht man auch jetzt ungewöhnlich viele Soldaten in ihren rothen Uniformen, aber meist unbewaffnet, auf den Straßen. Es ist zu hoffen, daß die Gemüther sich beruhigen, denn wenn in einer Stadt wie Tanger erst einmal Schüsse gewechselt werden, ist schwer abzusehen, wann dies aufhört und wohin es führt. Indessen sind die Arbeiter in Oran

## Feuilleton.

18] **Rittmeister Eckhoff.**

Roman von A. von Trystedt.

Nachdruck verboten.

Weshalb zog es ihn nicht hin zu dem süßen, kaffeebraunen Geschöpfchen, aus dem so viel sanfte, echt weibliche Güte ihm entgegenleuchtete? Sie war so reizend, die herzige Kleine, so rührend in ihrem tragischen Leid. Und doch regte sich nichts in seiner Brust für sie, wie ausgebrannt erschien ihm das eigene Herz, und ein Frösteln durchlief ihn, wenn er an das Später dachte, wo sie als Gatten zu engem Bunde aneinander gefesselt sein würden.

Trotzdem war er entschlossener denn je, Gleichmuth anzustreben, womöglich Verachtung für jenes verführerische, herzlose Weib. Er hat alle Schiffe hinter sich verbrannt, grau und ungewiß, wie der fahle Schein, den der Schnee schafft, liegt das Leben vor ihm. Kein Stern leuchtet vom grauverhangenen Himmel hernieder, nirgends ein Licht, das als Trost, als freundliches Omen gelten könnte!

Solche dunkle Stunden wollen überwunden sein. Wer aber ruhig und gefaßt aus ihnen hervorgeht, der wird auch siegen über Zwiespalt und wahnsinnerregende Leidenschaft.

Hin und wieder flingt mit lustigem Geklingel ein Schlitten an ihm vorüber, der Nachzügler von der Partie heimbringt. Dann stellt er sich jedesmal in den Schatten eines Thorbogens; Stephanie könnte dabei sein, und sie soll es wahrhaftig nicht wissen, daß er trostlos, einsam und elend, wie nie zuvor, herumirrt! Sie wird es nie erfahren, wie er kämpft und leidet um verschmähte Liebe, um sein heiliges, nun versunkenes Glück!

### Achtes Capitel.

Franke hätte seinen Freund Julius Döring gern unter irgend einem triftigen Vorwande — Margot's Krankheit allein war ja eigentlich Grund genug, abgewiesen, aber wann hätte er es wohl gewagt, Anderen, als den unmündigen Kindern gegenüber seinen eigenen Willen geltend zu machen!

So ging er denn in's Wohnzimmer, wo er erwartet wurde. Auf dem Wege dorthin grollte er noch und gab Döring allerlei Beinamen, die weder schmeichelhaft, noch salonfähig waren, als er aber die Studenthüre öffnete, mußte Franke davon kaum noch etwas, und als er Döring gegenüberstand, begrüßte er ihn in altgewohnter, überaus liebenswürdiger, freundlicher Weise.

Julius aber schien die ausgestreckte Hand nicht zu sehen. Er hatte sich von seinem Platze erhoben und stand mit der Miene des tiefbeleidigten Mannes vor dem Hausherrn.

„Ich denke, Du hast mir die Freundschaft auf eine sehr deutliche Weise gekündigt“, sagte er, den Anderen fest ansehend, „und ich bin auch nur gekommen, um Dir mein Bedauern darüber auszusprechen, daß ich jemals mit einem Menschen Verkehr pflegen konnte, welcher zu den raffinirten Heuchlern zählt.“

Franke erschrak heftig. Die Dörings waren eigentlich die Einzigen, welche sich weder durch sein oft genug sich bemerkbar machendes, seltsames Verhalten abschrecken ließen, noch durch die stetig zunehmende Häßlichkeit seiner Gattin.

„Nun, nun! Was ist denn geschehen?“ fragte er, scheinbar sehr erstaunt, obgleich ihm sogleich die Ahnung kam, daß der Bankier von den ihm überlassenen Wechseln schlechten Gebrauch gemacht habe.

„Ja, verstelle Dich nur, Du Wolf im Schafskleide!“ rief Döring aufgebracht, „aber ein schlechter Speculant bist Du doch, das lasse Dir gesagt sein! Es war Deine Absicht, mich aus dem Hintertreffen heraus zu Grunde zu richten! Aber die Gerechtigkeit waltet! Malchow hat endlich das Zeitliche gesegnet, und in wenigen Tagen sind wir reiche Leute!“

Es überlief Franke eisig kalt. Da hatte er ja in seinem Aerger eine wirklich capitale Dummheit begangen! So ganz Unrecht hatte Döring mit seinen Anklagen wirklich nicht!

Franke empfand immer bitteren Neid auf die Dörings und schadenfrohe Befriedigung über den Streich, den er ihnen spielen konnte. Freilich hatte er nicht geglaubt, daß Schöttler gewaltsam vorgehen werde, nur ein wenig Angst sollte dem stets vergnügten Freunde gemacht werden!

„So erzähle doch erst einmal, was geschehen ist!“ sagte er aufgeregt, „wenn die langerwartete Erbschaft Euch nun endlich zufällt, so gratulire ich von ganzem Herzen. Ich brauchte nothwendig mein Geld und ließ mich von Schöttler überreden, ihm sämmtliche Wechsel von Dir auszuliefern. Er gab mir die feste Versicherung, daß er nicht daran denke, irgendwelchen Druck auf Dich auszuüben.“

„Der elende Bursche!“ grollte Döring, „er bewarb sich um Stephanie und wurde abgewiesen. Nun sucht er sich durch solche Niederträchtigkeit zu rächen. Heute ließ er mir sämmtliche Wechsel präsentiren — zahlbar bis morgen Vormittag um 11 Uhr. Wenn ich keine Rettung finde, bleibt mir nur eine Kugel, und Du, falscher Freund, hast mich auf dem Gewissen!“

„Schrei nur nicht so!“ beschwichtigte Franke mit einer matten Bewegung, denn ihm war nicht anders zu Muthe, als wenn heute das jüngste Gericht über ihn hereingebrochen sei, „Margot ist auf den Tod erkrankt —“

„Sieh es als die Strafe des Himmels für Deine Heimtücke an“, grollte Döring finster, „für den Frevel, mit dem Du nach dem Ruin Deiner ahnungslosen Freunde trachtetest!“

„Aber es muß sich doch ein Ausweg finden lassen. In Anbetracht der bevorstehenden Erbschaft wird Schöttler ja mit sich reden lassen!“

„Wenn Du Deine Redekünste versuchen willst — ich komme soeben von dem Bankier, er ist zu keinem Vergleich zu bewegen.“

Franke trocknete sich die feuchte Stirn. Er wußte es ja, daß er niemals etwas bei den Menschen erreichte. Im entscheidenden Moment verließ ihn alle Geistesgegenwart, und was er sprach, gereichte ihm mehr zum Nachtheil, als daß es seine Zwecke gefördert hätte.

In seinem Fache war er sattelfest und bei den nothwendigen Conferenzen mit seinen Chefs oder Auftraggebern konnte er weder Befangenheit noch Verlegenheit. Aber schon wenn man ihn zu einem Glase Bier einlud, wurde er unsicher, benahm sich seltsam und erregte Befremden.

Seine Vermittelung konnte also zu einem befriedigenden Resultat nichts beitragen.

Er verwünschte heimlich seine verrätherische Handlungsweise und grübelte angestrengt darüber nach, wie er sich Döring's Gewogenheit von Neuem gewinnen könne.

„Wenn mein Geld mir wenigstens noch zur Disposition stände“, seufzte er, „aber es befindet sich bereits in den Händen meines Compagnons, mit welchem ich mich etablirt habe. Ich mochte nicht länger die Früchte meines angestrengten Fleißes Anderen überlassen. Das kannst Du mir auch nicht verdenken, bester Döring!“

Dieser wurde todtenblaß. Er mußte sich auf den Tisch stützen, um seine Schwäche nicht merken zu lassen. Dieses Geld war ja seine einzige, seine letzte Hoffnung gewesen. Er wußte sehr genau, welch' ein bedeutendes, geistiges Uebergewicht er über Franke besaß. Als ein Leichtes war es ihm erschienen, dem Anderen das Capital wieder abzulocken.

Nun mußte er erfahren, daß es überhaupt unerreichbar für ihn war. Durchprügeln hätte er den Freund mögen, welcher jahraus, jahrein willig jede Summe, die er für sich zu ersparen gedachte, herausgegeben hatte.

Er war gänzlich vernichtet, nun sich auch dieser letzte Rettungsanker als trügerisch erwies.

Doch sollte Franke nicht erfahren, wie zuversichtlich man auf sein Geld gerechnet hatte!

„Ich danke fernerhin für Deine Hilfe!“ brauste Döring auf, „nicht einen Heller würde ich von Dir annehmen, nachdem Du Dich so heimtückisch gezeigt hast! Wir sind geschiedene Leute von dieser Stunde ab! Magst Du Deinen Verrath nie zu bereuen haben, und ebensowenig den Verlust meiner Freundschaft!“

Franke warf schluchzend seine Arme um den Hals des Anderen. „Aber Mensch, alter Knabe, sei nicht unversöhnlich, nimm doch Vernunft an! Wie konnte ich ahnen, daß Schöttler seinen Vortheil in so brutaler Weise nützen würde! Ich habe doch wohl so manche Stange Gold in Deine Hände gleiten lassen und mir so manchen Wunsch versagt, nur, um Dir helfen zu können! Wenn Du doch nur ein einziges Mal mir die kleinste Summe zurückerstattet hättest, aber stets verlangtest Du nur, das hat mich nachgerade verbittert!“

In diesem Moment ging die Hausglocke und gleich darauf trat Stephanie in's Zimmer, gefolgt von der Hausfrau.

Wie frischquellendes Leben strömte es von dem Mädchen aus. Sie war strahlend schön an diesem Abend, und ganz weibliche Lebenslust.

„Man sagte mir, ich würde hier ein neugebackenes Brautpaar finden“, rief sie fröhlich, obgleich ein Zucken ihrer Mundwinkel verrieth, daß diese Heiterkeit doch wohl eine erborgte war, „und ich komme, um als Erste den Glücklichen meine Gratulation darzubringen.“

Franke wurde sehr verlegen. Er erinnerte sich der Bitte seines zukünftigen Schwiegersohnes, die Verlobung vorläufig als ein Geheimniß zu betrachten, doch wurde es ihm schwer, hier zurückhaltend zu bleiben.

„Margot ist sterbenskrank“, entgegnete er ausweichend, „es sind schwere Tage über uns hereingebrochen. Du aber wirst nun bald Verlobung und Hochzeit feiern, wie ich höre —“

„Ja!“ rief die Schöne lachend, „jetzt beginnt ein neues Leben, Onkel Franke, und es befriedigt mich sehr, daß der arme Eckhoff sich so schnell getröstet hat. Du kennst ja die Testamentsbedingungen, die allein mir das Erbe sichern, ich bin gezwungen, den Mann zu heirathen, für welchen Malchow schwärmte, wie eine alte Jungfer für ihren Mops.“ Sie seufzte. „Was hilft's!